

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 20

Artikel: Die Begegnung
Autor: Hochheimer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hat, eigentlich in gar keinem Verhältnis», schüttelte ich den Kopf.

«Wahrscheinlich ist es mehr der Reiz der Sache, die den Leuten Spass macht.»

«Und dabei sehen Sie als gewiegter Psychologe sicher jedem schon an der Nasenspitze an, ob er oder ob er nicht.» Ich gucke rasch zu Marion hinüber, ob sie mich nicht etwa doch beschwindelte, denn wenn sie auch mit grünen Unschuldsaugen selbst einem Röntgenapparat beweisen würde, dass er sich irrte, mich, als ihren wohlapprobierten Lebenskameraden, kann sie nicht betören. Aber ihre Nasenspitze ist ein eindringliches Wahrzeichen engelreiner Unschuld.

Der Herr vom Zoll nickt uns freundlich zu, zieht weiter, um sich mit dem nächsten Abteil zu be-

fassen, und noch selten habe ich den Rest der Reise so genossen wie an diesem Tage. Immer knabberte sonst die leise Angst im Hintergrund, dass Marion, die natürlich stets etwas Verbotenes mit sich schleppte, entdeckt, verhaftet und abgeführt werden würde. Heute jedoch, Kinder, was ist das doch für eine bezaubernde Landschaft zwischen Innsbruck und Mittenwald.

Und als wir schliesslich zu Hause eintreffen, kann ich's nicht lassen, wir noch einmal meine Anerkennung, meine wirklich tiefgefühlte Anerkennung auszusprechen. «Ich bin ja so glücklich, Marion...»

«Ja», sagt sie, «ich auch.» Und holt aus meinen Manteltaschen je fünf Päckchen Zigarren und sieben Paar Nylons heraus.

Die Begegnung

Von Albert Hochheimer

Auf der Strasse gab es plötzlich einen Zusammenstoss. Ein schäbiges Vehikel, scheinbar aus den Anfängen des Automobilbaus, war in eine elegante Limousine hineingefahren, ohne selbst Schaden zu erleiden; wenigstens war an den verbeulten Schutzblechen und dem stark mitgenommenen Chassis keine neue Verunstaltung wahrzunehmen, während die Limousine viel von ihrer Schönheit eingebüsst hatte, die hintere Stosstange hing traurig aufs Pflaster herab, die Kotflügel waren eingedrückt und die Schlusslichter völlig zerstört. Natürlich versammelte sich sofort eine Menge Neugieriger und aus den wartenden Autos ertönte ein vielstimmiges Hupkonzert, das um so stärker anschwellte, je länger der unfreiwillige Aufenthalt sich hinzog.

Nach einer Weile brachte ein phlegmatischer Schutzmann den Verkehr wieder in Fluss, die Menge zerstreute sich, um die Eigentümerin des Luxuswagens nahm hastig — noch immer im Zustand äusserster Verwirrung — auf der Terrasse eines Bistros Platz. — Fontaine, der den Zusammenstoss aus einiger Entfernung beobachtet hatte, schlenderte, den Blick auf den Aschenkegel seiner Zigarette gerichtet, scheinbar unbeteiligt hinter ihr her, setzte sich an das Nachbartischchen und bestellte eine Tasse Kaffee.

Es war die ungewisse Stunde zwischen 11 Uhr und Mittag, die nicht mehr dem Morgen angehört

und noch weit von der zweiten Hälfte des Tages entfernt ist. In der Luft hing ein Gemisch von Gerüchen, ein leichter Brodem von Gebratenem und Gesottenem, der aus den Küchenfenstern der Restaurants, aus den Wohnungen der Concierges emporstieg und von den Etagen herabsank. Gemüseläden, die ihre Ware in grossen Körben und Kästen auf den Trottoirs feilboten, Fischgeschäfte und Metzgereien, Drogerien und Bäckereien erfüllten die Atmosphäre mit ihren Düften, und von der Fahrbahn her roch es nach Benzin, Oel und Staub.

Der Kellner brachte den Kaffee, fuhr mit der schmutzigen Serviette flüchtig über den Tisch und entfernte sich gemächlich, indem er hie und da an den Stühlen rückte, stehen blieb und sein farbloses Vollmondgesicht der Strasse zuwendete.

Fontaine beugte sich über die Tasse, atmete den Duft des Kaffees mit Wohlbehagen ein und trank; dann streckte er die Beine von sich wie jemand, der eine müssige Stunde geniess.

Die Dame am Nebentisch hatte ungewöhnlich helles Haar, ein schmales Gesicht und grosse Augen. Ihre Gestalt wirkte in der schlichten, anliegenden Kleidung sportlich und elegant. Fontaine nickte ihr zu und bemerkte mit einer leichten Verbeugung: «Sie sind durchaus korrekt gefahren, Madame. Jedermann wird das bestätigen.» Er legte ein äusserstes Mass von Ueberzeugung

in diese Behauptung, obwohl er über den Hergang des Unfalls nichts Genaues wusste.

Die Dame schaute ihn dankbar an — offenbar lag ihr daran, mit jemandem zu sprechen — und erwiderte: «Natürlich bin ich korrekt gefahren. — Was kann man mehr tun...? — Die Polizei müsste energischer durchgreifen. — Ja, das müsste sie.» Sie brach plötzlich ab und holte aus ihrer Handtasche ein Zigarettenetui hervor. Fontaine reichte ihr Feuer. Zwischen ein paar hastigen Zügen trank sie einen Schluck Kaffee und griff dann wieder, nachdem eine Weile in Stillschweigen vergangen war, nach der Tasche, um ihr eine Geldbörse zu entnehmen. Hierauf legte sie die Tasche auf den Stuhl zurück, erhob sich und sagte: es sei Zeit, ihre Garage anzurufen, damit der Wagen abgeschleppt werde und eilte in übertriebener Hast zum Büffet.

Fontaine blickte ihr nach. Er stellte unauffällig fest, dass niemand in der Nähe war, streckte sodann, ohne den Oberkörper zu bewegen, den linken Arm aus, ertastete die Tasche und liess seine Hand hineingleiten. Er spürte Puderdose, Lippenstift, ein Taschentuch und Papier, das sich wie ein Brief anfühlte, darunter knisterten, kaum wahrnehmbar, zwei Geldscheine. Er rieb sie mit den Fingerspitzen — zwei Noten zu 5000 Franken — zog sie hervor, betrachtete sie gleichmütig, als wären sie immer sein Eigentum gewesen und steckte sie in die Rocktasche.

Der Besitz des Geldes erfüllte ihn mit einem seit langem nicht mehr gekannten Uebermut; Geld bedeutete die Möglichkeit, sich satt zu essen, Leinwand und Farben zu kaufen und zu verwirklichen, was ihm seit Wochen vorschwebte. Aber dieses herrliche Gefühl begann schon auf seiner Höhe zu verblassen, war schon, ehe es recht zur Herrschaft gekommen war, ein entthronter Tyrann.

Er horchte in sich hinein und Unentschlossenheit befahl ihm wie ein peinigendes Feuer.

Wie ist es möglich, fragte er sich erbittert, dass eine Frau wie diese da, glücklich ist, wenn ich leide. Wie kann sie so frech sein, ungeniert zu zeigen, dass ihr nichts am Gelde liegt, wenn ich selbst kaum so viel besitze, um eine Tasse Kaffee zu bezahlen. Wie kann sie es wagen? — Woher nimmt sie den Mut, den nichtsahnenden Leichtsinn, meine Dürftigkeit mit ihrem Anblick noch deutlicher zu machen?

Aber die Reichen, diese Glücklichen, verführen die Armen, wo sie gehen und stehen zur Sünde. Diese Rattenfänger der Hölle, die lächelnd daher-

kommen und vergnügt zusehen, wie ihre Opfer kopfüber in den Höllenschlund stürzen...

Doch was nützte solche Rechtfertigung, sie machte den Diebstahl nicht ungeschehen. Nein. Keine Beschönigung... er war der Fremden in der Absicht gefolgt, sie zu bestehlen, wenn sich die Möglichkeit dazu bieten würde...

Indessen hatte die Dame das Telefongespräch beendet. Sie rechnete mit dem Kellner ab, verliess mit eiligen Schritten die Terrasse und schloss sich dem Strom der Passanten an, der wegen der nahen Mittagszeit nun dichter und eiliger geworden war.

Fontaine sah ihr verblüfft nach. Die Ueberraschung war so vollkommen, dass ihm die Tasche zunächst gar nicht in den Sinn kam. Aber dann durchzuckte ihn der Gedanke: das Geschenk, das ihm ein wohlmeinendes Schicksal in den Schoß geworfen hatte, anzunehmen und zufrieden davonzugehen, wer hätte ihn verdächtigen, wer jemals einen schlüssigen Beweis erbringen können?

Dieser Einfall beherrschte ihn nun gänzlich. Er schob das Geld für seine Zeche unter das Tablett und erhob sich.

In dem Augenblick aber, als er im Begriff war, den ersten Schritt zu tun, erblickte er die Dame wieder, die auf das Nachbartischchen zueilte und sich mit einem erleichterten Aufatmen nach der Tasche bückte.

Ihre unerwartete Rückkehr zerstörte alle Zukunftspläne.

Fontaine sagte gefasst, mit vollendetem Gleichmut: «Madame, ich habe Sie bestohlen», und hielt ihr die beiden Noten hin.

Die Dame griff zögernd danach: «Wie kommen Sie dazu?» fragte sie verwirrt. Sie schien im Unklaren — sollte sie sich bedanken oder beleidigt sein.

«Geld herumliegen lassen», bemerkte Fontaine, «ist fast ein grösseres Unrecht als es zu stehlen.»
«Warum?»

«Es gibt zu viel Bedürftige, Madame, — Leute, die für weniger als diese beiden Scheine ein Verbrechen begehen würden.» Er lächelte bitter: «Nicht der Dieb, der Versucher ist schuldig.»

Ihre Unsicherheit schwand: «Ich sehe schon», erwiderte sie, «Sie heben sich selbst in den Stand der Gnade.»

Aber Fontaine überhörte die Ironie. Ueber seiner Nasenwurzel erschien eine tiefe Falte und mit einer Stimme, deren Härte zuweilen sonderbar schwankte, sagte er:

«In dieser Zweckmühle unseres Daseins, in der jeder der Stein ist, der immer, wenn er das eine vollkommen macht, die Einheit des anderen zerstört, bleibt uns die Hoffnung, dass wir die Kraft uns aus dem Niedrigen zu erheben in uns selbst tragen.»

Darauf machte er eine kurze Verbeugung und verliess die Terrasse.

Die Dame folgte ihm zögernd — offenbar in der Absicht, ihn anzusprechen. Aber sie fasste erst Mut, als er sich nach ihr umdrehte:

«Verzeihung», stammelte sie. «Sie ahnen ja nicht, was ich von Ihnen gedacht habe. Verzeihung. Es ist schrecklich.» Und nach einer Pause sichtlicher Verwirrung: «Wofür brauchen Sie das Geld?»

«Für Farben und Leinwand», entgegnete Fontaine trocken. «Ausserdem habe ich Hunger.»

«Hunger?» Sie geriet völlig aus der Fassung: «Hunger», wiederholte sie mehrere Male, als wüsste sie mit dem Wort nichts anzufangen.

Fontaine schaute sie ein bisschen verächtlich an, dann sagte er:

«Ja, die Menschen haben den Nachteil einen Magen zu besitzen, der sich zuweilen bemerkbar macht. — Ich möchte ohne Magen leben, wenn ich nur die Hand hätte, um das eine oder das andere zu malen.»

Sie schritten eine Weile stumm nebeneinander her, dann fuhr er fort: «Madame, ich frage Sie — wollen Sie den Vorfall von vorhin vergessen?»

«Nein», sagte sie kurz, in einem Ton, der ihn zurückprallen liess, und fügte leise, mit niedergeschlagenen Augen hinzu: «Ich bitte Sie, meine Hilfe anzunehmen.»

Fontaine rückte unentschlossen an seinem Hut und blieb plötzlich stehen: «Komisch», sagte er. «Finden Sie die Situation nicht ungemein komisch?» und als er ihren bestürzten Blick bemerkte, brach er in schallendes Gelächter aus.

Sie begriff nicht, was ihre Hilfsbereitschaft

lächerlich machen sollte. Aber dann — während sie sein von Sorgen zerfurchtes Antlitz durchspähte und die Augen darin, die sie fremd und unverständlich anfunkelten, ging eine Wandlung in ihr vor. Ein unbekanntes Leben riss sich los, sie erschrak vor sich selbst. Aus der Tiefe schossen unerfüllte Gefühle, Mütterlichkeit und starke Sehnsucht nach irgend etwas Unerreichbarem, herauf, sammelten sich um ihren Mund und strömten unerschöpflich über: «Ich bitte Sie, nehmen Sie meine Hilfe an», wiederholte sie mit weitgeöffneten Augen.

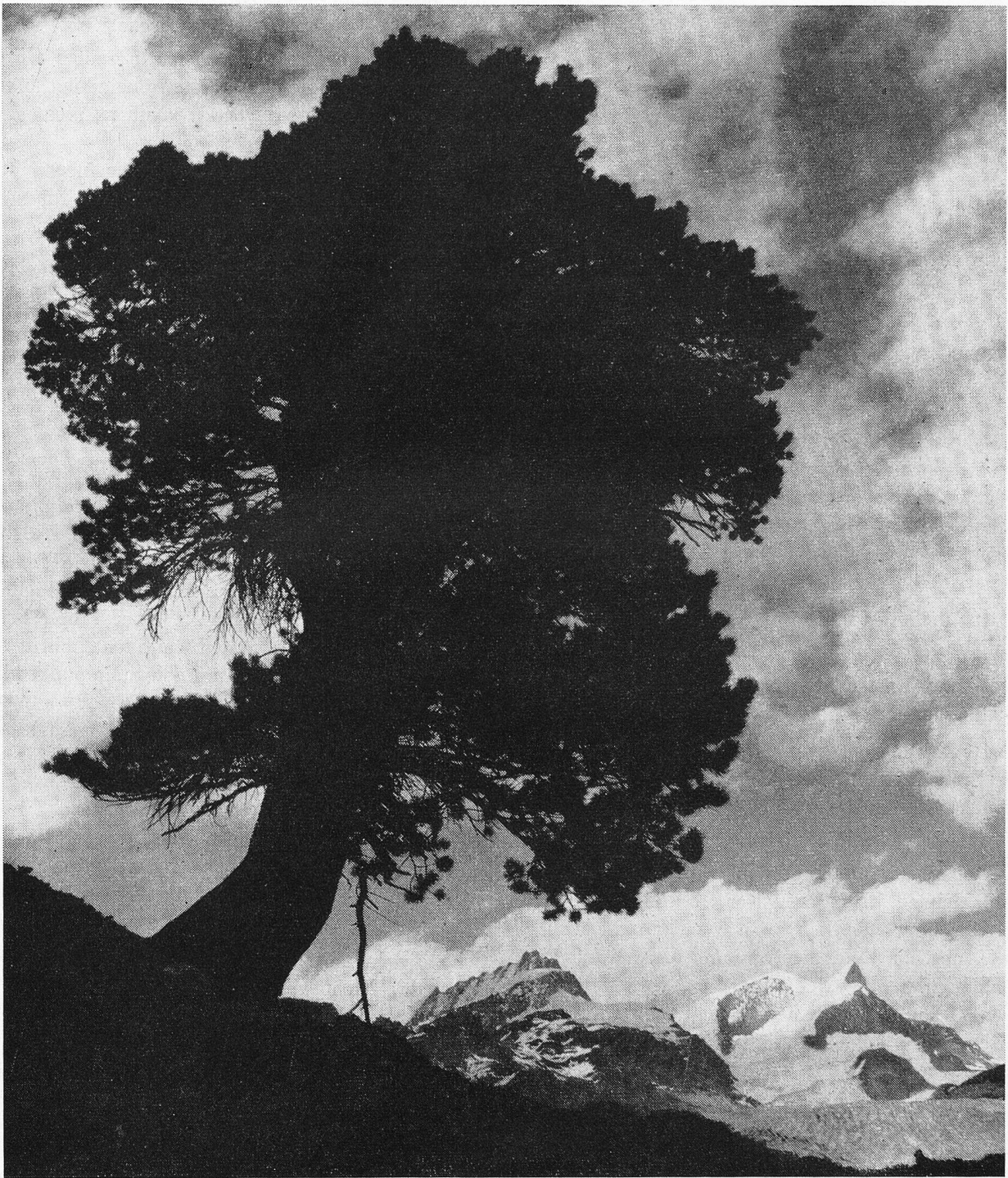
«Warum gerade ich — ein Fremder?»

Sie wendete sich ihm jählings zu und ergriff seinen Arm: «Sie oder ein anderer.» Ihre Stimme wurde rau und tief: «Man lebt gedankenlos dahin — die Welt zieht vorüber — das ganze Leben — und man steht wie hinter einem geschlossenen Fenster, das sich selten öffnet...»

Er betrachtete den zuckenden Mund und prüfte ihr erregtes Gesicht, worin ein anderes Leben wohnte als vorhin — ein aufgeräumtes, dem Licht weit geöffnetes und nickte fröhlich: «Es fehlt mir an Zartgefühl, Madame», sagte er zwischen Scherz und Ernst. «Ich bin wie ein Tier — haarsträubend gesund. Zumal der Appetit ist geradezu beneidenswert. — Und gerade jetzt spüre ich einen Heiss-hunger zum Beispiel nach gebackenen Hähnchen. — Wenn Sie meine Brutalität beleidigt, müssen Sie es sagen.»

Aber sie lächelte nur und schob ihren Arm unter den seinen.

Und als sie das Restaurant «Au coq d'or» betraten, aus dessen Türe verschiedenerlei Küchen-gerüche strömten, meinte er mit einem Achsel-zucken: «Hören Sie, Madame, man kann die Stimme seines Magens unterdrücken, gewiss, man kann das. Aber was soll man tun, wenn sie den Gehorsam verweigert und rebelliert? — Schliesslich kann man sie nicht standrechtlich erschiessen lassen wie beim Militär...»



Bei Zermatt

Photo Ernst Brunner